

Glauben im eigenen Leben etwas losgetreten worden, was nicht sofort am ersten Abend versprochen werden konnte, aber den weiteren Weg der Gruppe beeinflusste. „Ich bin mir vorgekommen wie bei der Erstbeichte.“ – „Man sagt etwas, was man sonst eigentlich nie sagen würde.“ – „Wir sind bisher durch den Glauben eingeschüchtert worden.“ – Einer gab als Ertrag des ersten Abends den Eindruck wieder, daß der Glaube in herkömmlicher Weise keine Lebensprobleme löse, nämlich dann nicht, wenn Glaube das Leben ersetze, an die Stelle des Lebens trete. Das hieß wohl, wenn Glaube am Leben vorbei „geglaubt“, aber nicht „gelebt“ werde. Einer faßte seinen Eindruck des ersten Abends in die dichte Formel, „Gott will mich.“

Nach vier Abenden hatten wir nur einen ersten Weg beschritten. Einige Gruppen waren fürs erste damit zufrieden. Eine andere traf sich weiter – ohne Begleitung, und versuchte sich in einfacher Schriftlesung. Nach einigen Wochen kam der Begleiter erneut hinzu, und man entschied gemeinsam, über 2½ Monate die Bibel vom eigenen Leben her gemeinsam zu lesen<sup>13</sup>.

Was ist an diesem Versuch „missionarisch“? Was ist daran „volks“missionarisch? Das angegedeutete Paradigma ebenso wie seine erste Umsetzung machen deutlich, daß ihr missionarischer Wert darin liegt, daß Leute als Subjekte ihrer eigenen Prozesse in einer Gruppe danach fragen lernen, was Gott mit jedem einzelnen von ihnen vorhabe. So kann durch dieses Paradigma ein Zugang zum Glauben eröffnet werden, der Glaube als Schubkraft des Lebens erfahrbar macht; Glaube wird als lebensfördernd, befreiend, ja als fröhlich erlebbar. Letztlich zielen aber ein solches Bewußtmachen des eigenen Glaubens und seine Versprachlichung in der Gruppe sowie die Begegnung mit der Bibel darauf hin, zu erkennen, „was Gott ihrer Gemeinde wolle, was sein Wille für die Kirche am Ort heute sei, was Gottes Geschichte mit ihrer Pfarrei sein könne“<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> Als Leitlinien dienen fünf Interpretationsregeln für die Begegnung mit biblischen Texten von E. Drewermann; vgl. E. Drewermann, Exegese und Psychoanalyse, in: Neue Wege der Verkündigung, Düsseldorf 1983, 11–34, hier 30–32.

<sup>14</sup> Zitiert nach einem Manuskript von J. Fischer, Grundkurs gemeindlichen Glaubens vom 10. 1. 1986.

## Anne Kurlemann

### Aller Anfang ist schwer

#### Worauf hoffen Pastoralassistenten?

*Für Berufsanfänger ist es – nach den mehrjährigen Erfahrungen von Frau Kurlemann bei der Begleitung von insgesamt 75 Pastoralassistenten (davon 28 Frauen) – ebenso wichtig, von Pfarren und Gemeinden als Mitarbeiter gut aufgenommen zu werden und ihre Anliegen in das Leben der Gemeinden einzubringen wie auch unter Gleichgesinnten die Erfahrungen reflektieren und mit der eigenen Theologie konfrontieren zu können.*

red

#### Zwischen Studium und Beruf . . .

Am Anfang war das Wort – fünf, sechs, sieben Jahre Theologiestudium, oft wurde noch ein weiteres Fach studiert, und dann beginnt mit dem 1. September das pastoralpraktische Jahr in einer Gemeinde. Allein einer unüberschaubaren Menge von Menschen gegenüber, zunächst lediglich in Zahlen faßbar, Gesichter tauchen nur vereinzelt auf; eine neue Umgebung, ungewohnte Strukturen, festere Arbeitszeiten als im Studium, hohe Erwartungen – eigentlich ist es richtiger, vom „Praxischock“ zu reden, wie z. B. die Alltagslyrikerin Brigitte Heidebrecht ihn beschreibt!

Praxischock  
Schlimm genug  
das Studium:  
ständig  
geschwängert werden,  
ohne gebären  
zu können.  
Schlimmer der Beruf:  
Täglich  
viele kleine  
Mißgeburten  
liefern zu müssen!

Sie trifft die Spannung, in der viele Berufsanfänger stehen, weil gerade zu Beginn die Diskrepanz zwischen Theorie und dem, was gelebt wird und getan werden muß in einer Gemeinde, unheimlich groß, fast unüberwindbar zu sein scheint. Das löst häufig ein Gefühl von Angst und Ungenügen aus, so daß man eher mit zitternden Knien den Dienst antritt. Trotzdem – in jedem Jahr freuen sich die neuen Pastoralassistentinnen



und Pastoralassistenten auch auf ihren Berufsbeginn.

Aus den Erfahrungen in den vergangenen vier Jahren, wo ich das erste Berufsjahr dieser Berufsgruppe begleiten durfte (insgesamt 75 PA i. V., 28 F., 47 M.), stammen die nachstehenden Beobachtungen. Während des pastoral-praktischen Jahres sind in der Erzdiözese Bamberg alle in einer Gemeinde eingesetzt; das erste Ausbildungsjahr beginnt jeweils am 1. September.

„Gott sei Dank, die Lernerei hat ein Ende“, ein bißchen wehmütig, aber erleichtert und neugierig verlassen sie die Universität. Sie freuen sich darauf, Menschen zu treffen, andere Lebenswelten als die studentische kennenzulernen, mit einem „normaleren“ Alltag konfrontiert zu werden. Was bedeutet in diesem Alltag der Glaube? Welchen Stellenwert hat die Kirche? Was erwarten Menschen – Jugendliche, junge Paare, Familien, alte Menschen – heute von der Kirche? Warum kommen sie zum Gottesdienst? Welche Traditionen pflegen sie und warum? Es wird spannend, diesen Fragen nachzugehen, Entdeckungen zu machen, die nicht immer ermutigend sind. Sie rechnen mit viel Gleichgültigkeit, abgestumpftem Interesse, aber sie kommen zunehmend mit viel Sympathie für andere, mit der Bereitschaft, ihnen zuzuhören und zuzuschauen und dann gemeinsam zu entdecken, ob und wo es Beziehungen zum Glauben gibt, ob der Glaube lebensförderlich sein kann.

### ... Theorie und Praxis

Während des Studiums wird ausführlich Kirche als Volk Gottes unterwegs reflektiert, so daß sie daran mitarbeiten möchten, in den Gemeinden und bei einzelnen das Bewußtsein zu wecken, zu pflegen und stark werden zu lassen, daß jedes Glied der Kirche Subjekt und Träger des Glaubens ist, daß jeder das Recht und sogar die Pflicht hat, seine Fragen zu stellen, seine Unsicherheiten zu formulieren und damit den Glauben der Gemeinde zu erden. In einer Gemeinde gelang es z. B., daß eine Gruppe von Frauen zusammen mit dem PA i. V. bzw. mit dem Pfarrer monatlich einen Frauengottesdienst zu einer biblischen Frauengestalt vorbereitet. Anschließend treffen sich alle zu einer Tasse Kaffee und

diskutieren, ob und wo es Bezüge zu ihren eigenen Lebensrealitäten gibt. Natürlich muß man dazu erst einmal die gewohnten Lebensvollzüge einer Gemeinde kennenlernen und ausfragen auf ihre Anliegen hin, ebenso darauf hin, was sie den Menschen bedeuten. Der Respekt, manchmal müßte man fast sagen, die Ehrfurcht vor anderen Lebensgeschichten macht vorsichtig und empfindsam, aufmerksam auch auf Menschen und Gruppen, die fehlen oder keine Bedeutung haben im Gemeindebewußtsein. Orientiert am Verhalten Jesu wollen sie versuchen, Anwälte für die Schwachen und Kleinen zu sein, die aufzuspüren, die sprachlos geworden sind angesichts eines bestimmten Sprach- und Denkniveaus wie Arbeiter, Bauern, Frauen, Jugendliche, Menschen, die aus den üblichen Normen herausfallen. Sie ernst zu nehmen als Subjekte heißt zunächst, „bei ihnen in die Lehre zu gehen“, sich von ihnen in Frage stellen zu lassen, von ihnen her die gelernten Theorien und Theologien zu überprüfen. Das ist sicher eines der wichtigsten Anliegen, in der konkreten Begegnung mit Menschen und Strukturen die liebgewordenen Theorien und Entwürfe zu überprüfen, zu revidieren und zunehmend zu erden.

### Spielwiese und Verantwortung

Die Berufsanfänger sind bereit, Verantwortung zu übernehmen und damit die Spielwiesensituation von Ideen und Gedanken zu verlassen, sich auszusetzen, sich Herausforderungen zu stellen und so aus der Beliebigkeit herauszukommen. Bei all ihrem Engagement hoffen sie auf Gemeindeglieder und Vorgesetzte, die sie ausprobieren lassen, aber keine perfekten Leistungen von ihnen erwarten, sondern ihnen Fehler zugestehen können. Wenn sie auch Lehrlinge sind, was den Gemeindealltag im Lauf eines Kirchenjahres angeht, und gleichzeitig fürchten, zu routinierten Meisterinnen und Meistern zu werden, die immer schon alles wissen, so könnte man von ihnen eigentlich ein wenig prophetische Kraft erwarten. Angefüllt mit Idealen und Sachkenntnissen, verbunden mit dem Bemühen, sich Gemeindekundig zu machen, könnte eine Gemeinde bei den Berufsanfängern mit Leuten rechnen, die



das „Noch-nicht“ des Gottesreiches in unbestechlicher Weise aufdecken und immer wieder ein „Mehr“ an ihrem „Doch-schon“ phantasieren, einklagen, entwerfen und zu verwirklichen versuchen\*. Sie wünschen sich solche Herausforderungen, denn es bedeutet ihre Anerkennung als Theologinnen und Theologen.

#### Lernende und Partner

Indem es den Pastoralassistentinnen und -assistenten ein Anliegen ist, die jeweiligen Einsatzgemeinden als Partner kennenzulernen, sich auf sie einzulassen und von ihnen zu lernen, signalisieren sie ihre Bereitschaft, in der Zusammenarbeit mit Pfarrern und Gemeinden auf Dauer verlässlich Gemeinde mitzugestalten und sich fordern zu lassen, Garanten der Verkündigung des Evangeliums zu sein.

#### Mitarbeit am Profil der Laien-Theologen

Darüber hinaus verbinden viele mit dem Berufsbeginn eine größere Chance, am Profil des/der theologisch qualifizierten hauptamtlichen Mitarbeiters/-in in der Pastoral mitarbeiten zu können. Sie arbeiten bewußt als *Laien-Theologen* – außer ihrer theologischen Qualifikation gibt es keinen Unterschied zu den anderen Laien. (So feierten die Pastoralassistentinnen und -assistenten i. V. in diesem Jahr zu Beginn ihres Dienstes einen gemeinsamen Wortgottesdienst; sie wählten bewußt diese Form, weil sie als Laien einen derartigen Gottesdienst feiern können, und sie luden Angehörige, Freunde und die Einsatzpfarrer dazu ein.) Sie wollen sich bewußt nicht absetzen, sondern sich in ihrer Arbeit, ihrem Mitleben und Distanzhalten-Können ausweisen als solche, die aufgrund ihres Glaubens etwas zu sagen haben, das leben hilft. Viele freuen sich deswegen, – wenigstens gelegentlich – verkündigen zu können. Sie wollen sich überzeugend als kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ausweisen, denen Glaube und Kirche ein zukunftsträchtiges Anliegen ist, für das sie fünf bis sieben Jahre Studium und damit fünf bis sieben Lebensjahre investiert haben.

\* Vgl. dazu O. Fuchs, *Prophetische Kraft der Jugend?* Freiburg 1986, 122; *ders.*, *Evangelisierung: Prinzip der Hoffnung für Christ und Kirche in der Welt*, in: *Diakonia* 17 (1986) 19–27.

#### Realität und Verheißung

Der Gemeinde haftet damit etwas ausgesprochen Verheißungsvolles an: im Zusammenspiel vieler unterschiedlicher Lebensvollzüge ereignet sich immer wieder Kirche, wo allen die Zusage von Gottes Gegenwart gilt und alle miteinander für deren Realisierung zuständig sind. Mit dieser Perspektive und in diesem Eingebundensein kann es gelingen, auf Dauer engagiert zu arbeiten, auch wenn sie keine strukturellen Aufstiegsmöglichkeiten haben. Bei aller Notwendigkeit einer Klärung des strukturellen, des ekklesiologischen Ortes der Laientheologen wird sich im Zutrauen auf die Kraft der Gemeinden als Volk Gottes die Kraft ihrer Theologie ausweisen, denn dann brauchen sie nicht allein an ihrem Profil und ihrem kirchlichen Ort zu arbeiten, dann kann man, dann muß man Gemeinden zutrauen, daß sie für ihren Glauben sorgen können und sich diejenigen dazuholen, die für ihre speziellen Situationen notwendig sind.

#### Finanzielle Unabhängigkeit und Gemeinsamkeit

Und natürlich freuen sich Berufsanfänger neben allen inhaltlichen Ideen darauf, selbst Geld zu verdienen, unabhängiger zu werden. Dennoch ist es für sie wichtig, gemeinsam anzufangen mit Kollegen/-innen, die auch ihre ersten Schritte in eine Gemeinde hinein versuchen. In der anfänglichen Heimatlosigkeit und geforderten Neuorientierung kann man sich austauschen, sich gegenseitig begleiten und stützen und den Prozeß der Umsetzung der Theorie in die Praxis kritisch reflektieren, um nicht die Chance der theoretischen Distanzierung aufzugeben.

#### Reflektierte Praxis

Mir scheint, daß ein regelmäßiges Innehalten und Herausgehen aus den Anforderungen des Gemeindealltags unabdingbar sind, um das anfängliche Engagement und die erste Freude zu dauerhaften Motivationen werden zu lassen. Der Schwung des Anfangs reflektiert u. a. aus der Kraft der Theologie, so daß es um der Anfänger selbst und der Gemeinden willen notwendig ist, immer wieder die Praxis mit der Theologie zu kon-



frontieren, um eine theologiulose Praxis zu vermeiden. Zudem ist es wichtig, sich der eigenen Zielsetzungen zu vergewissern, zu fragen: warum tue ich das – in dieser Situation – mit diesen Menschen?, der zweifelnden Anfrage Brechts nicht auszuweichen.

Ich, sagte er uns,  
Bin der Zweifler, ich zweifle, ob  
die Arbeit gelungen ist, die eure Tage verschlungen hat ...

Seid ihr wirklich im Fluß des Geschehens?  
Einverstanden mit

Allem, was wird? Werdet ihr noch? Wer seid ihr? Zu wem

Sprecht ihr? Wem nützt es, was ihr da sagt?  
Und nebenbei

Läßt es auch nüchtern? Ist es am Morgen zu lesen?

Ist es auch angeknüpft an Vorhandenes?  
Sind die Sätze, die

Vor euch gesagt sind, benutzt, wenigstens widerlegt?

Ist alles belegbar?

Durch Erfahrung? Durch welche? Aber vor allem

Immer wieder vor allem anderen: Wie handelt man

Wenn man euch glaubt, was ihr sagt? ...

Die persönliche und gemeinsame Reflexion hilft, realistischer zu werden, nicht vorschnell aufzugeben, ein gutes Maß für die eigenen Kräfte zu bekommen, Zeit für das eigene Leben übrig zu halten, für Beziehungen, Freunde, die persönliche Grundorientierung. Wenn es gelingt, einen gelassenen und liebevollen Umgang mit sich selbst und den anderen einzuüben, weil man mit dem Geist Gottes rechnet, dann entwickelt sich aus der Anfangsfreude, aus den Hoffnungen, eine wärmende Glut – die entscheidende Voraussetzung für einen langen Atem. Denn: Wenn ich am Ende des ersten Arbeitsjahres danach frage, worauf sie sich zu Beginn gefreut haben, dann erinnern sich einige mühsam, andere wissen es gar nicht mehr. Es wäre interessant, nach den Gründen zu fragen – und trotzdem, es gab so viele ermutigende Begegnungen, daß fast alle gern in einer Gemeinde weiterarbeiten möchten.

# Praxis

**Bernhard Honsel**

## **Gottesdienstfeier als Ausdruck christlicher Glaubens- und Lebenskultur**

*Kann jeder Gottesdienst eine Feier sein, von der die Gemeinde bewegt wird, von der sie lebt? Was kann durch aktive Mitwirkung vieler bei der Gestaltung und Feier eines Gottesdienstes, was durch die mehrtägige Vorbereitung des Vorstehers der Gemeinde und der Eucharistiefeier geschehen, damit der Gottesdienst eine Feier wird? Honsel erzählt im folgenden, welche Erfahrungen er mit seiner Gemeinde in Ibbenbüren gemacht hat, welche Elemente wichtig wären, was eher hinderlich ist.*

red

Die Feier der Eucharistie ist Quelle und Höhepunkt des gemeindlichen Lebens und der Verkündigung<sup>1</sup>. Doch wie die Eucharistiefeier in der konkreten Gemeinde vollzogen und erfahren wird, ist sehr unterschiedlich. Wenn ein Gottesdienst gelingt, wenn er zur wirklichen Feier wird, ist das etwas Wunderbares. Bei aller Mühe der Vorbereitung und bei aller Aufmerksamkeit während der Durchführung: ich spüre deutlich, daß das Gelingen ein Geschenk ist, Gnade, die mich froh und dankbar macht, von der ich lebe.

In erster Linie lebt der Gottesdienst vom Glauben, vor allem bei denjenigen Gemeindegliedern, für die es noch oder wieder selbstverständlich ist, Sonntag für Sonntag den Gottesdienst zu besuchen. Die Erfahrung ihres Lebens und die langjährigen gemeinsamen Erlebnisse im Gottesdienst haben bei vielen zu einer Haltung der Offenheit und des Betens geführt, so daß nicht so entscheidend ist, ob die Gestaltung immer gut gelingt. Der Glaube, das Gebet der Gemeinde tragen den Gottesdienst und schaffen Atmosphäre.

Andererseits: Die Menschen haben sich – soweit wir die Geschichte der Kultur überblick-

<sup>1</sup> Vgl. Zweites Vatikanum, Dekret „Presbyterorum ordinis“, Nr. 5.